



Richtschnur in der Verlorenheit

Drei Tage im Leben eines Bestattergehilfen. Wenn die Regungen des Lebens erloschen sind, die einen menschlichen Körper zum Menschen machen, dann liegt der leblose Körper vor uns, jetzt ein Toter. Aber noch zeigt sein Leib uns Gottes Ebenbild; Gott wohnte in diesem Leib. Ehrfurcht gebietet uns, den Leib des Verstorbenen zu versorgen, bevor er beerdigt wird, ihm die menschliche Schönheit zurückzugeben. Diese Pflicht haben wir alle. Sie wird wahrgenommen von den Bestattern/innen, die - auf ihre Weise - dem Leib, in dem Gott wohnte und dem Toten, der einer von uns war, die letzte Ehre erweisen. Eine Reportage in Wort und Bild von RAINER JURIATTI.



Morgens um acht treffen sie ein. Im kleinen Hinterzimmer, ausgestattet mit einer Küchenzeile. Sie trinken eine Tasse Kaffee, besprechen den Tag. „Das ist obligat bei uns“, sagt einer der drei Bestatter, die ich an diesem sonnigen Herbsttag kennen lerne. Was sofort auffällt, das sind die freundlichen Gesichter: offen, sympathisch, ja fröhlich. Kenn ich so gar nicht in meinem Alltag. Tone ist neu im Team. Arbeitet gerade eine Woche im Unternehmen. „In den Monaten davor durfte ich einige Tage schnuppern“, erzählt er, „um abzuklären, ob das wirklich etwas für mich ist“. Dieses „das“ bezeichnet einen Beruf am Schnittpunkt zum „Dort“. Gespannt bin ich, was in den kommenden Tagen auf mich zukommt. Als Bestattergehilfe soll ich arbeiten, um darüber schreiben zu können. „Dann weißt du, wovon du berichtest“, sagt Josef lächelnd. Was geschieht mit uns, wenn wir tot sind, davon erhoffe ich mir Antwort an diesem Morgen um acht, im Hinterzimmer, bei einer Tasse Kaffee.

Zunächst also machen wir einen Rundgang durch die Räumlichkeiten des Bestattungsunternehmens. Neben den Büroräumen, den Besprechungszimmern, dem Schauraum und der kleinen Küche gibt es zwei Lager, eine Garage. Sie zeigen mir einen kleinen Raum im Keller. Kleinteile versammeln sich dort. Da stehen Kerzen neben Miniatur-Urnen, in denen ein kleiner Teil der Asche mit nach Hause genommen werden kann. Da versammeln sich Brief- und Kopierpapier neben Kaffee und Sahneflaschen. Im hinteren Abschnitt des Raumes stehen alte Ordner.

Mein Danach. Daneben ein akribisch in Tücher und Folie gewickelter Sarg. Darauf eine Uniform. Josef erzählt von einem Mann, der vor drei Jahren im

Geschäft aufgetaucht sei. Tief gebräunt, bei bester Gesundheit. Er habe gesagt, er wolle einen Sarg kaufen. Aus Zirbenholz, an den Kanten „gezinkt“, nicht auf Gehrung geschnitten. Ein exklusives Modell, eigens für ihn hergestellt. Man sei seinem Wunsch nachgekommen. Irgendwann habe der Mann die Uniform vorbeigebracht. In der wolle er begraben werden. Davor wolle er in seinem Wohnzimmer bei offenem Sarg 24 Stunden aufgebahrt werden, den Blick durch den Wintergarten hinaus auf einen geliebten Berg gerichtet. Dann möge man den Sarg verschließen. Die Verwandtschaft sei instruiert, wisse, wo genau er liegen wolle. Nach Schließung des Sarges sei ihm egal, was mit ihm passiere. „Das ist gar nicht so leicht“, sagt Ricco, „dass man jemanden 24 Stunden aufbahren kann“. Ich werde später erfahren, weshalb. Der Mann habe sich immer wieder davon überzeugt, dass der Sarg da sei. „Sein letzter Besuch liegt jetzt ein halbes Jahr zurück“, sagt Josef und ich höre in seiner Stimme, dass es etwas zu bedeuten hat. Ich frage, wie es sei, wenn man einen Verstorbenen zu Hause abholen müsse. „Das Gefühl für die Situation ist sehr wichtig“, sagt Ricco. „Wenn wir jemanden abholen, dann müssen wir vor allem Rücksicht auf die Angehörigen nehmen. Sie sind das Wichtigste“.

Verstorben. Das Telefon klingelt. Ich höre Josef „mein Beileid“ sagen. Er hört zu. Dann meint er, er habe ein paar Fragen. Zunächst wolle er den Namen der Verstorbenen wissen. Dann die Adresse. Ein kleines Dorf. Verstorben. Heute. 13.55 Uhr. Arzt. Totenbeschau. Josef erklärt der Anruferin, dass man vor allem Zeit habe, niemand habe Eile. Ganz ruhig erklärt er den nun folgenden Ablauf. Klärt die Anruferin auf, dass sie selbst entscheiden könne, wann die Verstorbene abzuholen sei. Das könne gleich geschehen, aber man könne sie auch über Nacht im



Haus belassen. Ich höre, dass es sich um eine Feuerbestattung handeln wird. Überführung ins Krematorium. Urnenbeisetzung. Während des ganzen Gesprächs klingt alles Gesagte ruhig und gelassen, Josefs Tonfall vermittelt das Gefühl, hier gut aufgehoben zu sein. Es wird festgelegt, dass die Verstorbene um 20 Uhr abgeholt wird.

Abholung. Es ist dunkel geworden, hat zu regnen begonnen. Kurz vor acht. Pünktlich fahren wir los. „Pünktlichkeit“, sagt Josef, „ist ausgesprochen wichtig. Wenn die Verwandten wünschen, dass man um acht Uhr abends kommt, dann sind wir um acht Uhr abends auch da“. Die Seitengasse ist schmal, stockdunkel. Am Ende ein kleines Einfamilienhaus. Die Transportliege bleibt im Bus zurück. „Zuerst orientieren wir uns“, sagt Josef, „wir haben keine Eile“. Klingeln. Eine kleine Frau öffnet uns, verweinte Augen. Wir geben uns die Hand. Ein Mann kommt dazu. Die Frau geht voraus. Leise gehen wir durch einen Flur, biegen scharf rechts ab, hinein in eine Küche. In Gedanken gehe ich den Weg mit der Liege in der Hand. Wie wird es sich ausgehen? Kommen wir um die Ecken, ohne die Trage hochzustellen? Unmöglich. Hinter der Küchentür, ganz scharf links, führt ein schmaler Durchgang in einen kleinen Raum. Dort liegt sie. Eine Kerze brennt, auf einem Sideboard eine kleine Lampe. Zu ihren Füßen steht die Frau, die uns geöffnet hat. Sie schnieft. „Ja, da liegt sie“, sagt die Frau, „meine Mama“. Pflegebett. Die Hände gefaltet. Eingebundener Rosenkranz. Dazu eine rote Rose. Der Krankenpflegeverein muss da gewesen sein, denke ich. Später werde ich erfahren, dass die Tochter ihre Mutter selbst gewaschen hat. Und Josef wird im späteren Gespräch über diese Abholung bestätigen, dass alles sehr schön gerichtet war, dass diese Situation vorbildlich gewesen sei. Eine junge Frau kommt dazu. Ich vermute, die Enkeltochter. Auch sie weint, als sie die Verstorbene im Pflegebett sieht. Wir holen die

Trage. Der Mann meint, wir sollten durch die Terrassentür hinaus in den Garten gehen. „Nein, nein“, sagt Josef, „wir können durchs Haus gehen. Das machen wir schon“. Immer wieder berührt die Frau ihre Mutter, streichelt ihr über die Stirn. „So“, sagt sie, „jetzt ist es so weit, gell?“. Wir legen die Trage neben das Bett. Am Nachmittag bin ich den Ablauf mit Ricco durchgegangen. Um nichts falsch zu machen. Trage auf den Boden. Sack öffnen, Seitenteile ausbreiten. Tragegurte öffnen und lang ziehen. Dann auf Josef achten. Wenn er die Verstorbene anhebt, auch anheben. Als wir es tun, berührt die Frau neben mir ein letztes Mal die Beine ihrer Mutter. „Jetzt ist es so weit“, wiederholt sie flüsternd. Ich spüre, dass sie weint. Positioniere die Beine in die kleine Vorrichtung am Fußende der Liege. Dann das weiße Tuch, so, wie nachmittags geübt: gemeinsam mit Josef über die Verstorbene ausbreiten. Das Tuch seitlich unter die Verstorbene schieben. Tragegurte fixieren, ganz leicht, ganz sanft. „Nicht strammziehen“, erklärte mir Ricco in der Garage, „das braucht es nicht“. Dann schließen wir die blaue Hülle. Alles läuft still, sanft, fast gleitend ab. Während wir arbeiten, stehen die Angehörigen neben uns. Alle schweigen. Der Mann öffnet die Terrassentür. „Gehen Sie durch den Garten“, wiederholt er. „Sie hat den Garten sehr gemocht.“ Wir heben die Liege an. Ich gehe rückwärts. Hinaus ins Dunkle. Taste mich langsam vor, um nicht zu fallen. Ja nicht fallen! Der Mann seufzt, berührt den Sack auf unserer Trage. Flüstert immer wieder den Namen der Verstorbenen. Im Bus sage ich zu Josef, es sei alles sehr schnell gegangen. Obwohl wir uns bemüht haben, langsam durch den Garten zu gehen. „Ja“, sagt er, „wenn alles gut vorbereitet ist, dann geht es ziemlich rasch“. Wir fahren ins Krankenhaus, lagern die Verstorbene um. Unsere Bewegung gleitend wie zuvor in dem kleinen Zimmer. Keine Erschütterung zu viel. Erste Etappe.

Verwandtschaft. 9 Uhr. Das Paar kommt zum vereinbarten Termin ins Büro. Formelles wird geklärt. Die Frau wirkt sehr gefasst, lächelt sogar. Man hat Zeit. Josef erklärt, dass die Papiere zum entsprechenden Zeitpunkt am richtigen Ort liegen müssen. „Sie müssen sich um nichts sorgen“, sagt er. Sie sprechen über den weiteren Ablauf. Josef erinnert an das gestrige Telefonat, resümiert den üblichen Ablauf. Die Angehörigen wünschen sich den kommenden Samstag als Beisetzungstag. „Freitag Abend die Totenwache“, höre ich Josef erklären, „am Samstag Gottesdienst, anschließend Urnenbeisetzung“. Die Angehörigen wünschen sich eine Beisetzung auf dem alten Friedhof. Dort, werde ich später sehen, liegt der



Mann der Verstorbenen begraben. „In diesem Fall“, meint Josef, „werden auch die Feierlichkeiten in der alten Kirche sein“. Er telefoniert mit einem Geistlichen. „Samstag“, höre ich ihn sagen, „zehn Uhr dreißig“. Das Telefonat ist kurz, es scheint, dass jeder weiß, was zu tun ist. Im weiteren Gespräch kommt man zur Ausformulierung der Todesanzeige, erläutert die Frage, wo das Bild der Verstorbenen verwendet werden soll. „Dankbar für alle Liebe und Fürsorge“, höre ich kurz darauf Josef einen von den Angehörigen gewünschten Satz zitieren.

Am Ende wird Praktisches abgeklärt, werden viele Fragen zum Ablauf am kommenden Samstag von Josef beantwortet. Ich spüre, dass er Sicherheit schenkt, eine Richtschnur gegen die Verlorenheit legt. Der Sarg wird besprochen, dann die Wahl der Urne. Im Falle einer Kremation wird von Josef fast immer ein einfacher Fichtensarg empfohlen. Besonders dann, wenn keine Verabschiedung am Sarg geplant ist. Sie verlassen das Gesprächszimmer und suchen im Ausstellungsraum eine Urne aus. Es dauert nur wenige Augenblicke. Dann verabschieden sie sich. Ich frage Josef, warum es so schnell gegangen ist. „Das sind sehr angenehme Menschen“, sagt er, „sie wissen, was sie wollen, haben sich rasch für eine Tonurne entschieden“.

Ein Bild von unserem Tod. An diesem Vormittag bestellt Josef fünfzehn Säрге bei einem Vertreter. Dazu Griffe, Schrauben, Polsterungen. „Manchmal wird ein Sarg gewählt, dessen Aussehen und Titel ein Lebensgefühl widerspiegeln“, erzählt Josef, „manchmal entscheidet das Design, weil es schlichtweg gefällt“. Dazu kommt, dass in einigen Regionen bestimmte Modelle gefragt sind. Ein Bergdorf beispielsweise bevorzugt das Modell Fichte, hell gebeizt. Eine tiefe Heimatverbundenheit zeichne die Leute dort aus, sagt Josef, „also wählen sie ein heimisches Holz. In einer anderen Region hingegen verkaufen wir nur Zirbe“.

Wir haben ein Bild von unserem Tod. Die Episode des Mannes, der seinen Sarg zimmern lässt und eine Uniform vorbeibringt, zeigt, dass wir gerne Herr über unsere Verabschiedung sein wollen. Der letzte Ritus, bis hin zur Ausstattung, zur Ummantelung unseres Körpers, scheint von großer Bedeutung zu sein. Ein Zirbensarg mit gezinkten, also handgemachten Kanten, mag ein plakatives Beispiel für unsere Sehnsucht sein, auch über unser Ableben hinaus Regie zu führen auf dem Weg zwischen Tod und Grab. Viele wollen, wenn sie an ihr eigenes Sterben denken, ihren Angehörigen etwas „vermachen“ – einen Augenblick der Trauer, einen Augenblick der wahrhaftigen Erinnerung. Sei es in der Gestaltung der Messe durch das Äußern eines bestimmten Musikwunsches oder sei es in der Festlegung, in einer Urne begraben zu werden. Etwas, das mich im Leben ausmacht, möchte ich auf meinem letzten Weg festgelegt wissen.

Wir erledigen Behördengänge. Vom Gemeindefahrer erfahre ich, dass er „von Rechts wegen“ jeden Verstorbenen entkleiden und von Kopf bis Fuß untersuchen müsse. „Sechs Stunden nach Eintritt des Todes ist die Totenbeschau zu machen“, sagt er. „Wenn ich den Krankheitsverlauf und damit den Menschen sehr gut gekannt habe, kann ich auf eine Untersuchung verzichten“. Dann meint er, es sei durchaus schwer, eine Insulinüberdosis, gespritzt zwischen großem und dem nächsten Zeh, nachzuweisen. Als wir im Auto sitzen und Richtung Standesamt fahren, wird mir bewusst, dass die Totenbeschau immer auch den Aspekt der Fremdeinwirkung mitberücksichtigt. „Ein Arzt“, frage ich Ricco, „muss also immer auch das Schlechte im Menschen sehen?“ Ricco nickt und sagt, manchmal komme es zu einer Obduktion.

Umlagern. Wir fahren ins Krankenhaus. Den Fichtensarg im Auto. Alles läuft sehr entspannt, fast fröhlich ab, dennoch keinen Augenblick pietätlos oder gar mechanisch. Ricco und Tone betten die Verstorbene um. Eine weiße Decke mit Spitzen wird unter die Arme der Frau geschoben. Ihre Hände öffnen sich dabei. Ricco bindet den Rosenkranz ein. „Das Falten der Finger ist sehr wichtig“, sagt Ricco. „Das gehört sich so.“ Die Rose, gestern Abend von der Tochter mitgegeben, wird dazugelegt. Friedlich sieht die Verstorbene aus. Tatsächlich, denke ich, als schlafe sie. Der Deckel wird verschraubt, der Sarg in den Bestattungswagen geschoben.



Auf der Fahrt ins Krematorium erzählt Ricco von seinen Erfahrungen in der Bestattung. Viele Geschichten reißen sich aneinander, von Verkehrsunfällen, kleinen Kindern, würdevollen Abholungen, Aufbahrungen. Fälle, die mir aus den Medien bekannt sind, werden durch seine Erzählungen lebendig. Bekommen ein anderes Gesicht. Beim Lesen denkt niemand an den Bestatter, der in ein Tobel kriecht, um nach einem Zugsunglück kleine Kinder aus dem Bachbett zu ziehen. Dennoch erzählt Ricco entspannt, faktisch, irgendwie immer die Angehörigen im Blick. Vor allem sieht er viel an persönlicher Verwirklichungsmöglichkeit darin, Tote nach Verkehrsunfällen optisch so weit wieder herzustellen, dass Verwandte „ohne großen Schreck“ einen letzten Blick auf den Verstorbenen werfen können, eine letzte Umarmung möglich wird. Während er spricht, bemerke ich den begeisterten Tonfall in seiner Stimme. Mir wird zunehmend bewusst, in welchem Spannungsfeld ein Bestatter täglich steht, der Alltag ist harte Realität: nachts werden Bestatter zu Suizidfällen auf Zuggeleise gerufen, ebenso bei schrecklichen Unfällen. Menschen strangulieren sich, andere liegen tagelang unentdeckt in ihren Wohnungen. Bestatter räumen auf, was niemand sonst in die Hände nimmt. Fast zeitgleich sitzen trauernde Menschen in den Büroräumen und werden beraten. Ruhig und würdevoll werden Verstorbene aus Wohnungen geholt. Ricco „versorgt“ Verstorbene. Damit man sie ansehen kann. Föhnt Haare und sorgt mit Faden und Schminke für würdebewahrendes Aussehen. „Als ein Kollege erfuhr“, sagt er, „was ich beruflich mache, hat er mir die Hand nicht mehr gegeben“. Der Kollege ahnt nicht, dass Ricco, Vater



von kleinen Kindern, in den letzten Jahren kaum einen Weihnachtsabend zu Hause verbracht hat. Weiß nicht, dass sich an diesem Abend sehr viele Menschen das Leben nehmen und Ricco, Josef und Tone losziehen, um das Leid anderer zu trösten. Wir erreichen das Krematorium, übergeben den Sarg. Zweite Etappe.

Enge Kurven, senkrechter Transport. Am späten Nachmittag erreicht die Meldung eines weiteren Sterbefalls das Büro. Der Gemeindefahrer des kleinen Nachbarortes müsse noch die Totenbeschau machen, man gebe uns Nachricht. Wir warten. Nach zwei Stunden heißt es, man wolle den Verstorbenen nun doch über Nacht im Haus behalten. „Auch das gehört dazu“, sagt Ricco, dessen zwei kleine Kinder offenkundig nicht nur an Weihnachten auf ihn warten müssen. Am nächsten Morgen fahren wir eine geschwungene Bergstraße hoch. Im Auto einen Fichtensarg. Ricco hat mir den Unterschied dieser Abholung zu jener mit der Trage erklärt. Im Auto gehen wir den Ablauf durch. Betrachten das Foto auf dem Partezettel. „Wenn das Bild stimmt“, sagt er, „dann haben wir ordentlich zu tun“. Der Eingang zum Haus ist schmal. Ein langer Flur führt zu einer Stiege. Eine Frau begrüßt uns. Ein Mann kommt dazu, schlägt vor, wir sollten den Verstorbenen durchs Fenster hinausheben. Die Türstöcke mit Halbbogen. Sehr eng. Zwei steile Kurven, ein weiterer, sehr enger Flur. Dann das kleine Zimmer. Zwischen den zwei Betten kaum Platz. Der Verstorbene liegt leicht seitlich. Keine gefalteten Hände. Immer wieder sagt der Mann, man solle den Verstorbenen durchs Fenster hinaus mitnehmen. „Wir gehen den Weg, den er immer gegangen ist“, sagt Ricco sanft. Die Frau meint, der Mann solle uns machen lassen, wir hätten genug Erfahrung. Ich vertraue also ganz auf Ricco. Erwähne mich an jedes Detail unserer Besprechung. Mein Adrenalinpiegel steigt. Wir gehen zum Wagen, holen den Sarg. Ein Hund begleitet uns, schwanzwedelnd. Als wir die hintere Wagentür öffnen, schnuppert er hinein. „Du musst voraus“, sagt Ricco leise, worauf ich nicke. Meine Hände zittern. Sage nichts. Vermute, es würde sogar Ricco verunsichern. Einen dabei zu haben, der nervös wird, das kann niemand brauchen. Der Hund



bleibt beim Auto stehen. Auf dem Weg in den kleinen Raum müssen wir den Sarg dreimal fast senkrecht stellen. Schlüpfen um die Ecken und durch die Türbogen. Stellen den Sarg zwischen den Betten ab und schrauben die großen Verankerungen auf. Es geht ganz leicht. Ricco stellt den Deckel in den schmalen Flur. Dann geht alles ganz schnell. Wir treten ans Bett, ich decke den Verstorbenen ab. Das Foto stimmt, denke ich, wird schwer werden. Achte auf jede Bewegung Riccos. Wir heben ihn an. Ricco muss zwei Mal ansetzen. Zuerst ein Stück weg von der Wand, dann mit einem eleganten Schwung in den Sarg. Alles läuft reibungslos. Wie beim letzten Mal. Ich nehme die kleine, weiße Decke mit den Spitzen, worauf Ricco die Arme des Mannes leicht anhebt. Schiebe die Decke darunter, wir falten die Hände. Drücken die Decke seitlich in den Sarg. „Die Blume“, deutet die Frau auf das Nachtkästchen. Ihre Stimme klingt mitgenommen. Schwer, diese Momente, sehr schwer. Ricco legt die Blume auf den Bauch des Verstorbenen. Dann stellt er sich neben mich. Wir verharren, sind völlig still. Ricco erzählte mir, das sei der wesentliche Unterschied zur Abholung mit der Trage. Man wisse, dass Angehörige, die bei der Einsargung dabei seien, danach einen Moment bräuchten. Die Frau steht am Kopfende des Sarges. Der Mann weit im Hintergrund, am Ende des Flurs. Später wird Tone mir erzählen, dass er vor einigen Tagen zwanzig Minuten still stand. Dann erst habe die Frau des Verstorbenen gesagt, sie gehe jetzt hinaus.

Die Frau betrachtet den Verstorbenen, rührt sich nicht. Als ich meinen Fuß bewege, schrickt sie hoch. Schaut mich an. Ich nicke ihr zu. Ihre Augen finden zum Verstorbenen zurück. Mir wird bewusst, dass

diese Bewegung gestört hat. Also stehe ich verkrampft und warte. Es bleibt vollkommen ruhig. Nicht einmal riechen kann ich etwas. Früher dachte ich immer, Verstorbene riechen. Nichts. Eine kleine Ewigkeit lang stehen wir. Alles ist hellwach, aufmerksam, die kleinste Bewegung stört. Ausnahmezustand. Die Hände gefaltet. Der Beginn des letzten Weges. Das Unabänderliche tritt ein. In dieser Sekunde. Jetzt werden wir ihn mitnehmen. Ganz real. Keine Reden von Verheißung, keine Reden von Hoffnung, Liebe und Geborgenheit. Nur – Realität. In dieser Sekunde. Zwei Männer in dunklen Kitteln. Zwei, die in den Augen anderer wissen, was zu tun ist. Die ihre Arbeit machen. Zugleich zwei Figuren, die das Geliebte dem Haus entreißen. Wir, denke ich in diesem Augenblick, sind das Synonym für unvermeidbare Kälte. Eigenartig dabei ist, dass ich mich nicht unwohl fühle. Neben mir Ricco, dessen eleganten Humor ich in den vergangenen zwei Tagen kennen gelernt habe. Und Josef, der ständig mit einem Lächeln auf den Lippen durch die Firma geht. Der viele Sätze einleitet mit „so, Burschen ...“. Und Tone, der jetzt, in diesem Moment, während wir am offenen Sarg des alten Mannes stehen, eine Auskleidung in einen Sarg tackert.

Dann, ganz leise, sagt die Frau plötzlich, es sei gut. „Sie können jetzt zumachen.“ Ganz ruhig holt Ricco den Deckel. Verschrauben. Schon beim Hochheben wird klar, dass es schwer wird. Rückwärts macht Ricco drei Schritte, dann senkt er den Kopfteil des Sarges ab. Das ist wichtig. „Nie die Füße senken“, erklärte er mir schon vor zwei Tagen, „immer mit dem Kopf nach unten. Die Füße geben nach, dann klopft der Verstorbene an den Deckel. Das erschreckt die Angehörigen.“ Mit einem Augenaufschlag gibt er mir ein Zeichen, den Sarg nun anzuheben. Jetzt erst bemerke ich, dass die Angehörigen verschwunden sind. Ich greife um und stemme den Sarg hoch. Riccos Augenaufschlag sagt mir, ich müsse noch höher. Er stellt den Sarg ab, zieht. Ich schiebe, schlüpfte durch den ersten Türbogen. Dann den zweiten. Die Frau steht neben mir, an der Stiege, schaut unsicher. Dann hinaus durch die Eingangstür. Wieder absenken, hochstemmen. Wir kommen kaum um die Ecke, schrammen der Wand entlang. Alles geschieht ohne ein Wort. Der Mann steht vor dem Haus. „Ist schon eng bei uns“, sagt er. „Geht schon“, meint Ricco sanft und ich höre sein Schnauben. Dann endlich kann ich den Sarg abstellen. Ricco schiebt ihn in den Wagen. Der Hund wedelt mit dem Schwanz. Streckt die Schnauze hoch, in Richtung des Sarges. Wir verabschieden uns. Bringen die Papiere ins Standesamt. Der Verstorbene in unserem Auto soll ins Krematorium gebracht werden.



Friedvolles Aussehen. Zurück in der Firma empfängt uns Josef mit der Nachricht, dass ein angesehener Mann der Stadt in der Nacht im Krankenhaus verstorben sei. Man müsse eine „hygienische Grundversorgung“ bei ihm durchführen, da davon auszugehen sei, dass die Familie den Mann noch sehen wolle. Später, am Beisetzungstag der alten Frau, werde ich erfahren, dass es tatsächlich so sein wird: vor dem Rosenkranz wird der Deckel des Sarges angehoben werden.

Wir fahren ins Krankenhaus. Ricco trägt Plastikschrürze und Einmalhandschuhe in doppelter Ausführung. Er wird einen kleinen Stapel Tücher verbrauchen, dazu einen Stapel Zellstoff und vor allem Tamponagen in Form einer speziellen Watte. „Das ist die schönste Arbeit“, sagt er. Wenn er jemanden „herrichten“ könne, dass er anzuschauen sei, mache ihm das große Freude. Ich sage, ein bisschen schräg sei das schon. Wir lachen und ich merke, wie entspannt Ricco seine Arbeit macht. Der Mann wird am ganzen Körper mit Desinfektionsmittel eingesprüht. „Das lasse ich verdunsten“, sagt er. Dann wird der Mann einshampooniert, mit einem Schwamm gewaschen. Ricco arbeitet schnell, präzise. Erklärt mir dabei jeden Schritt. Die Haare werden gewaschen, dann folgt die Tamponage. Das dauert, braucht seine ganze Konzentration. Nach einer halben Stunde ist der Mund „versiegelt“, der Kiefer vernäht. Der Mann ist nicht wiederzuerkennen. Ganz friedlich sein Ausdruck. Ricco fragt, ob ich zufrieden sei, weil ich den Mann doch gekannt hätte. „Ja“, sage ich, „so hat er ausgesehen“. „Dann ist es gut“, meint Ricco zufrieden. Ich stelle mir vor, wie der Sarg geöffnet wird. Das Gesicht des Mannes zu sehen sein wird. Wie sich vielleicht jemand über ihn lehnt. Er wird gut riechen. Man wird ihn problemlos berühren können. Ricco rasiert den Verstorbenen, die Haare werden geföhnt. Am Ende salbt er das Gesicht mit einem wohlriechenden Balsam ein, noch einmal desinfiziert er den gesamten Körper.

An diesem Tag bin ich geschafft, fühle mich sehr müde. Auch ein wenig ausgepumpt. Wir sitzen bei einer Tasse Kaffee zusammen. „Ich werde schreiben“, sage ich, „dass ich in den drei Tagen auf humorvolle, lebensbejahende, sympathische und auch sehr professionelle Menschen getroffen bin“. Josef freut sich. Zurück in der Garage treffen wir auf Tone, der die Urne der Frau aus dem kleinen Dorf zurückgebracht hat. Ihre dritte Etappe ist geschafft. Im Lager wird die Tonanlage, werden Kerzen und Halterungen, wird das Kreuz und alles Notwendige in den Bus verladen. Dort auch verbleibt die Urne. Vorletzte Nacht. Nun ist sie

bereit, ihren vierten Weg anzutreten. Vom Bestattungsunternehmen in die Kirche. Dort wird sie eine Nacht bleiben. Dann die letzten Schritte. Von der Kirche ans Grab.

Der letzte Tag. Zwei Tage später. Es regnet. Ein Trauertag. Die letzte, die kleinste Etappe der Frau steht bevor. An diesem Vormittag wird die Tochter ihre Mutter ans Grab tragen. Gestern Abend habe ich die Angehörigen besucht. Ich erklärte der Frau, dass ich über die Bestatter, und damit über die letzten Wege ihrer Mutter schreibe. Sie erlaubte mir, heute ans Grab zu kommen, um die fünfte, die letzte Etappe, zu fotografieren. Das Gespräch war sehr schön verlaufen, ich hatte das Gefühl, die Tochter verstehe meine Neugier. Ich erzählte ihr, dass ich keine Bewegung zu viel gesehen hätte bei ihrer Mutter. Jeder Handgriff sei von Respekt getränkt gewesen. Ich sagte auch, ich hätte am Abend der Abholung den Eindruck gehabt, dass alles sehr versöhnt gewesen sei. Sie meinte, das sei richtig. Man könne gut Abschied nehmen, wenn es im Leben gestimmt habe.

Jetzt stehe ich im Regen. Warte auf Josef und Ricco. Ein Verstorbener im Krankenhaus soll angekleidet werden. Wir haben vereinbart, dass ich zur Garage komme. Ricco kommt und sieht sofort, dass die Trage fehlt. Öffnet den Bus. „Josef wird gestern Nacht jemanden geholt haben“, sagt er angesichts eines Verstorbenen auf der Ladefläche. „Inzwischen ist es kühl“, sagt er, „ein Verstorbener kann durchaus eine Nacht im Wagen bleiben“. Wir warten auf Josef. Er kommt nicht. „Wird wohl lange dauern“, meint Ricco gelassen und sagt, sie würden in diesem Fall zuerst die Beerdigung im Dorf begleiten und dann zum Ankleiden des anderen ins Krankenhaus fahren.

Ich fahre voraus. Die Urne steht in einem Blumenmeer. Die Angehörigen sind schon da, nehmen gerade in der ersten Bankreihe Platz. Vor der Kirche treffe ich auf die Bestatter. Wir gehen zum Grabstein. Eine Gravur mit einem Namen. Ihr Mann, denke ich. Auf meine Frage hin erzählt Josef, er habe den Verstorbenen, den wir im Bus gesehen hätten, letzte Nacht abgeholt. „Um Elf“, sagt er. Naiv frage ich nach, ob er immer noch im Bus liege. „Nein“, meint Josef lächelnd, „inzwischen ist er natürlich umgebettet“. Keine Bewegung zu viel. Bestatter machen keine Spazierfahrten mit den ihnen anvertrauten Menschen. „Und heute habe ich Nachricht vom Krankenhaus bekommen“, sagt Josef, „dass eine Frau verstorben ist. Am Montag wird sie obduziert. Die Angehörigen kommen heute Nachmittag um Vier“. Kein Samstag also, wieder einmal.

Nach dem Ende der Messe begleiten Ricco und Josef die Familie von der Kirche ans Grab. Die Tochter trägt die Urne. Das Bild des versöhnten Abschieds ist auch hier wieder deutlich zu erkennen. Dann sehe ich Josef in die Kirche eilen. Er holt die Audioanlage, stellt die große Box hinter der versammelten Gemeinde auf. Ricco steht neben dem Priester. Helfende Hand. Josef steht ganz hinten, mit gesenktem Haupt. Vollkommen ruhig. Der Bestatter als Schatten, immer im Hintergrund. Nach Ende der Zeremonie wird die Anlage abgebaut, unbemerkt von der Trauergemeinde. Bevor die Menschen das Grab verlassen, kommt Josef auf mich zu, schüttelt mir die Hand. „Wir gehen jetzt“, sagt er, „wir haben noch viel zu tun“.

Verantwortung. Ich sehe ihnen nach, wie sie zwischen Grabreihen über den Kies gehen. Wenn ein Mensch stirbt, dann übergeben wir ihn in die Hände eines Bestatters. Früher oder später. Gerne oder gezwungen. Der Mensch verschwindet und wir wissen nicht, was mit ihm geschieht. Sehen die Verstorbenen erst in der Kirche wieder. Dazwischen liegen Tage, in denen andere Verantwortung tragen. Bestatter legen eine Richtschnur in unserer Verlorenheit. Viele meinen, man verdiene ein Vermögen damit, sehen nicht den großen Aufwand. Andere sagen, wer Bestatter sei, der habe eine besondere Sehnsucht nach Umgang mit Toten. Josef hat damit wenig zu schaffen, träumt von einem Verabschiedungshaus. „Wir müssen mit der Zeit gehen“, sagte er bei einem Kaffee vor zwei Tagen. „Ich möchte den Angehörigen einen Schlüssel geben, mit dem sie Tag und Nacht in den Aufbahrungsraum kommen können. Ein Haus, das Kummer und Abschied über alle Konfessionen hinweg zulässt, zu jeder Tageszeit“. Als die beiden den Kiesweg verlassen und um die Ecke der Kirche verschwinden, ist unsere Geschichte zu Ende. Mir fällt eine kleine Episode ein, die Josef berichtete: Vor einigen Wochen habe er einen hohen Politiker getroffen. Als sie sich begegneten, habe der Mann lachend gesagt, er sei aber noch nicht abzuholen. Sonst, meinte Josef, habe er oft das Gefühl, der Mann wisse nicht so recht, was er mit ihm reden solle. Also, scheint es, macht er Witze. Witze, an die Josef sich längst gewöhnt hat.

